

## Eröffnungsimpuls

### **Diakonische Kirche mit Zukunft – Kirche und Diakonie mit Anderen**

12. Januar 2020, Bad Neuenahr

Landessynode der Evangelischen Kirche im  
Rheinland

## Präsident

Ulrich Lilie  
Caroline-Michaelis-Straße 1  
10115 Berlin  
Telefon: +49 30 65211-1763  
Telefax: +49 30 65211-3763  
praesidialbereich@diakonie.de

## **Diakonische Kirche mit Zukunft – Kirche und Diakonie mit Anderen**

Hohe Synode,

meine sehr geehrten Damen und Herren, liebe Geschwister,

### **I.**

Erinnern Sie sich an den erschütternden Fall unterlassener Hilfeleistung in Essen? Ein 82jähriger bricht bewusstlos im Schalterraum vor dem Geldautomaten zusammen und die Überwachungskamera zeigt, wie in den folgenden 20 Minuten vier Menschen achtlos an ihm vorbeigehen. Erst der Fünfte wird Hilfe holen.<sup>1</sup> – Ich stelle dieses drastische Beispiel, an den Anfang meiner Überlegungen, weil ich davon überzeugt bin, dass auch wir als Kirche und Diakonie eine gemeinsame Verantwortung haben, dass so etwas nicht vorkommt, Gleichgültigkeit und Abstumpfung dürfen sich nicht ausbreiten. Unsere Gesellschaft braucht uns. Sie braucht Orte, die eine ausstrahlende Kultur der Menschenfreundlichkeit pflegen, wie Jesus Christus sie uns vorgelebt hat.

---

<sup>1</sup> <https://www.stern.de/panorama/gesellschaft/bank--mann-bricht-zusammen---keiner-hilft-7123914.htm>

Und Kirche und Diakonie k ö n n e n in und mit der Zivilgesellschaft solche ausstrahlenden Orte schaffen und mitgestalten.

Damit unsere Alten, unsere Kinder, unsere Kranken und Schwachen nicht auf der Strecke bleiben, müssen wir als Kirche und als Diakonie gemeinsam neue Wege gehen und unser Verhältnis neu bestimmen. In jeder Gemeinde, in jedem Kirchenkreis, in allen Landeskirchen. Wenn wir das tun, bleiben wir auch im 21. Jahrhundert als große Minderheit in einer vielfältigen Gesellschaft hoch relevant.

Darum soll es in der kommenden guten halben Stunde gehen.

In welchem Kontext denken wir im immer noch jungen 21. Jahrhundert über die konflikträchtige Frage unseres Miteinanders von Kirche und Diakonie nach? Das Zeitfenster, in dem wir gestalten und handeln können, wird durch eine Reihe globaler Entwicklungen und tiefgreifende gesellschaftliche Veränderungen bestimmt: „Die Metamorphose der Welt“ (Ulrich Beck) schreitet mit großer Geschwindigkeit voran und wird uns – nicht zuletzt im Blick auf die Phänomene von Flucht und Migration und in Bezug auf die Veränderungen unserer Umwelt – immer bewusster. Gleichzeitig brechen die scheinbar „ewigen Gewissheiten moderner Gesellschaften [...] weg, und etwas ganz und gar Neues tritt auf den Plan.“ (Ulrich Beck, ebd., S.15/16). Auch bei uns.

Kirche und Diakonie sind von diesen grundlegenden Veränderungen und ihren Folgen nicht ausgenommen. Globalisierung und Digitalisierung erfassen mit ihrer Dynamik alle Bereiche unseres Lebens und Arbeitens, die soziale Ungleichheit nimmt im gleichzeitig immer älter werdenden Deutschland zu. Empathie und Solidarität haben einen schweren Stand. Und zugleich wird unsere Gesellschaft mit großer Geschwindigkeit säkularer und auch religiös vielfältiger. Als Folge werden auch die Vorstellungen der Menschen in unserer fragmentierten „Gesellschaft der Singularitäten“ (Andreas Reckwitz) von dem, was ein gutes Leben ausmacht, mit großer Geschwindigkeit immer heterogener. Und das alles

vollzieht sich in einer „äußerst ambitionierte(n) Gesellschaftsform, in der [...] der Durchschnitt (nicht mehr) genügt, sondern von den Individuen, Dingen, Ereignissen, Orten und Kollektiven erwartet wird, dass sie diesen Durchschnitt hinter sich lassen.“<sup>2</sup> „Was früher Mitte und Maß der Gesellschaft war“, so formuliert es Reckwitz in einem Interview im Jahresbericht der Diakonie Deutschland pointiert, „gilt heute allenfalls als Mittelmaß“.<sup>3</sup>

Das ist die Kehrseite dieser rasanten gesellschaftlichen Entwicklung, die sich unter der Oberfläche noch nie erreichter Beschäftigungszahlen und Konjunkturdaten vor unseren Augen vollzieht. Und die von vielen Menschen empfundene und tatsächliche Abwertung und Wertlosigkeit von dem, was gestern noch als wertvoll angesehen wurde, macht den Zulauf vieler, die nicht besonders sein können, wollen oder dürfen, zu den furchtbaren „Aufwertern“ und „Vereinfachern“ verständlicher.

Fortschritt und Unbehagen liegen aktuell dicht beieinander. Und die Frage nach dem gesellschaftlichen Zusammenhalt in einer sich gravierend und in vielfältiger Hinsicht verändernden Gesellschaft wird uns auch im Jahr 2020 erhalten bleiben: „Was kann uns verbinden, wenn wir nicht mehr aneinander gebunden sind?“<sup>4</sup> Nationalismen oder ethnische oder religiöse Zugehörigkeiten? Mauern? Grenzen?

Ich bin überzeugt: Das noch junge 21. Jahrhundert muss ein Jahrhundert der Kooperation sein. Wir Menschen müssen lernen, den mit der „Metamorphose der Welt“ verbundenen Herausforderungen kooperativ zu begegnen. Anders werden

---

<sup>2</sup> Andreas Reckwitz: Das Ende der Illusionen. Politik, Ökonomie und Kultur in der Spätmoderne, Berlin 2019, Seite 19.

<sup>3</sup> Ders: Der Mensch der Spätmoderne: Einzigartig! In: Diakonie Deutschland: wer sagt denn ihr, dass ich sei? Jahresbericht 2018. Berlin 2019, Seite 18-23.

<sup>4</sup> Diese gute Frage stellte die Bestsellerautorin Dörte Hansen, deren Bücher auch um das Thema Heimat kreisen, in einem Interview mit dem Tagesanzeiger. <https://www.tagesanzeiger.ch/kultur/buecher/viele-haben-tatsaechlich-heimweh/story/31144849>.

wir weder die Probleme der Menschheit, noch die Probleme in Deutschland und auch nicht die, vor denen wir hier und heute in Diakonie und Kirche stehen, lösen können.

Die gute Nachricht ist: Als Kirche gehört es zur unserer jüdisch-christlichen DNA, kooperativ zu denken und zu handeln – am Gemeinwohl, am Wohl aller Menschen orientiert. Wir haben viele gewinnbringende Erfahrungen mit Kooperation, aber wir wissen auch, wie schwierig Kooperation sein kann. Auch das ist Teil unserer DNA als Diakonie und Kirche.

Ich möchte mit meinem Impuls zwei Dinge erreichen:

- Ich möchte Ihnen die Chancen und Potenziale von Kooperationen zwischen Kirche und Diakonie unter dem Leitgedanken „Kirche und Diakonie mit anderen“ schmackhaft machen.
- Und ich möchte Ihnen gerne die Potenziale und Chancen verdeutlichen, die Kirche und Diakonie nur gemeinsam haben werden. Und mit denen wir auch als kleiner werdenden Kirche und noch leicht wachsender Diakonie in einem sich tiefgreifend verändernden gesellschaftlichen Umfeld relevant bleiben können.
- Wenn Kirche und Diakonie kooperative Kirche **mit** anderen sind, wenn Gemeinde und diakonische Unternehmen vor Ort echte Partner für die Menschen in ihrer Kommune werden, werden wir unseren biblischen Auftrag auch unter grundlegend veränderten Vorzeichen leben können. Und zwar evangeliums- und zeitgemäß, menschenfreundlich und gesellschaftsdienlich.

Viele diakonischen Unternehmen sind schon auf dem Weg in die Kirchengemeinde, liebe Geschwister, allerdings bislang noch nicht strategisch, sondern eher als Reaktion auf veränderte gesetzliche Rahmenbedingungen.

Stichwort Bundesteilhabegesetz, kurz BTHG. Dieses Gesetz, kann man sagen, hat auch für unsere Kirchengemeinden neue Aufgaben und Chancen im Gepäck.

Das will erläutert werden.

## **II.**

Mit dem Bundesteilhabegesetz (BTHG), das seit 2017 schrittweise umgesetzt wird, wird ein geändertes Paradigma, Selbstverständnis der sozialen Arbeit Gesetz und verändert auch die Arbeit der diakonischen Unternehmen in der Behindertenhilfe: Diakonische Unternehmen boten früher klassische „All-in-One“-Lösungen an, die Leistungen für Unterbringung, Verpflegung, Bildung, Arbeit und fachliche Unterstützung in einem Paket verbunden haben – oft stationär oder in Sonderwelten. Das Bundesteilhabegesetz denkt konsequent von den Fähigkeiten, Wünschen und Bedarfen der Klientinnen und Klienten in ihrem jeweiligen Lebensraum her. Es vollzieht damit einen überfälligen fachlichen Paradigmenwechsel mit tiefgreifenden Folgen:

Alle diakonischen Träger, die in diesem Bereich aktiv sind, haben in den vergangenen Jahren zahlreiche Angebote dezentralisiert und so in die unterschiedlichen Lebenswelten und Sozialräume zurückgefunden. Von Bethel bis Hephata haben sie fast die Hälfte ihrer Angebote in der Behindertenhilfe, aber auch in der Kinder- und Jugendhilfe in die „Sozialräume“, das bedeutet auch: in eine neue Nähe zu den Kirchengemeinden gebracht. Die ehemals „stationierten“ Klientinnen und Klienten, die Menschen mit Beeinträchtigung oder die „schwierigen“ Jugendlichen, leben ihren Alltag jetzt mitten unter uns, in unseren Gemeindebezirken. Und viele Träger suchen mit den Bewohnerinnen und Bewohnern der kleineren Wohneinheiten nun den Kontakt zu anderen Partnern im Sozialraum. Zu Arbeitgebern und Sportvereinen, aber eben auch zu den Kirchengemeinden. So kommen sich Unternehmerische Diakonie und

Kirchengemeinde auf neue Weise nahe: Damit inklusives Zusammenleben möglich wird.

Diese Veränderung in der sozialen Arbeit markiert aber erst den Anfang. Die Unterstützung, Förderung und Begleitung der Menschen in ihrem aktuellen Lebensumfeld wird auch in der Kinder- und Jugendhilfe und bei der Arbeit mit den immer mehr älter werdenden Menschen zu Recht zum leitenden fachlichen Paradigma.

In einer inklusiven Gesellschaft sollen möglichst viele Menschen mit Unterstützungsbedarfen in ihrer jeweiligen Lebensumgebung befähigt oder dabei unterstützt werden, so selbstbestimmt wie eben möglich ein möglichst selbstständiges Leben zu führen. Damit der 38-jährige Mahmoud Ferati mit der schweren körperlichen Behinderung und die 90-jährige Luise Schubert weiter zuhause in ihrem vertrauten Lebensumfeld leben können. Mit den Anderen.

Caring Communities, sorgende Gemein- und Nachbarschaften, Menschen die bereit sind Verantwortung mit- und füreinander wahrzunehmen, wird es dafür brauchen, sagt der 7. Altenbericht der Bundesregierung. Kirche und Diakonie mit anderen können ein Treiber für eine neue Sorge- und Nachbarschaftskultur in einer inklusiven Gesellschaft werden.

Auch die „verfasste Kirche“ muss aktuell lernen sich zu verändern. Sie alle hier haben sich in den vergangenen Synoden mit ungezählten Struktur- und Reformprozessen beschäftigt, sie kennen die Ergebnisse der Freiburger Studie „Kirche im Umbruch – Projektion 2060“. Die Herausforderung lautet: Wie können wir als kleiner werdende Kirche mit geringeren Finanzmitteln und weniger Gebäuden auch in Zukunft eine in der Fläche präsente, einladende und ausstrahlungskräftige Kirche bleiben?

Ich bin überzeugt: Um als große evangelische Minderheit gesellschaftlich auch in Zukunft wirksam zu bleiben, sind wir gut beraten, unsere unterschiedlichen Stärken und Kompetenzen der unternehmerischen Diakonie und der verfassten Kirche kooperativer und damit noch gesellschaftsdienlicher zu nutzen.

Die häufig zu hörende Unterscheidung: Hier die Kirchengemeinde und der Gottesdienst, dort die diakonische Praxis und der Menschendienst ist auch theologisch fragwürdig und schwächt als wenig überzeugendes, selbstbezogenes Nebeneinander unser gemeinsames öffentliches Erscheinungsbild.

Wenn wir lernen, unsere unterschiedlichen Erfahrungen, Kompetenzen und Perspektiven zusammendenken, inhaltlich und strategisch, können wir die sich uns gemeinsam stellenden neuen Fragen mit einer anderen Tiefendimension und mit einer anderen Überzeugungskraft beantworten. Wenn wir lernen einander in unserer Unterschiedlichkeit wertzuschätzen.

Natürlich müssen orientierende kooperative Antworten in den ländlichen Räumen im Saarland anders aussehen als im großstädtischen Köln. In der Grenzregion zu den Niederlanden und zu Belgien stellen sich andere Fragen als im Hunsrück. Jede Region, jeder Sozialraum braucht eigene passgenaue kooperative Antworten auf die konkreten Herausforderungen.

Vielleicht klingt das geradezu utopisch, aber das ist es nicht. Wir sind schon lange auf diesem Weg. Die Frage nach dem Verhältnis von verfasster Kirche und Diakonie, von Gemeinde und diakonischem Werk oder Unternehmen und die Frage nach der gesellschaftlichen Relevanz der christlichen Botschaft ist ja wahrhaftig nicht neu. Sie hat uns über die vergangenen 160 Jahre wieder und wieder beschäftigt. Es lassen sich Etappen benennen, die ich Ihnen hier nur kurz

in Erinnerung bringen möchte, bevor wir uns gleich wieder im Jahr 2020 wiederfinden.

### III.

Springen wir ins Jahr 1856. Theodor Fliedner und Johann Hinrich Wichern erhielten damals von König Friedrich Wilhelm IV. den Auftrag, zu Fragen zum Verhältnis von Kirche und Diakonie Stellung zu nehmen. Vorrangig ging es um Fragen des Diakonats als einem kirchlichen Amt. In beiden Gutachten wird hinter dieser Frage aber bereits damals die grundsätzliche Verhältnisbestimmung von verfasster Kirche und organisierter Diakonie verhandelt.

Auch wenn Fliedner und Wichern im Ergebnis zu unterschiedlichen Einschätzungen kommen, sind beide sich darin einig, dass Kirche und Diakonie einer gemeinsamen Wurzel entspringen. Sie nennen diese gemeinsame Wurzel die „göttliche Offenbarungsliebe“<sup>5</sup>. Beide Gutachter unterstreichen, dass diese Liebe in der Diakonie als einer Gestalt von Kirche in besonderer Weise für alle Menschen erfahrbar wird. Für Wichern ist Diakonie geradezu eine „Signatur der Christenheit“<sup>6</sup>. Wolfgang Huber hat im Wichernjahr 2008 diese Formulierung ausdrücklich aufgenommen und die Diakonie als „Signatur jeder christlichen Gemeinde, das Wasserzeichen der Getauften“<sup>7</sup> bezeichnet.

---

<sup>5</sup> Johann Hinrich Wichern, Gutachten über die Diakonie und den Diakonats (1856), zitiert nach: Wolfgang Maaser/Gerhard K. Schäfer, Geschichte der Diakonie in Quellen. Vom Anfang des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, Neukirchen-Vluyn 2016, 141-157: Seite 144.

<sup>6</sup> Johann Hinrich Wichern, Gutachten über die Diakonie und den Diakonats (1856), zitiert nach: Wolfgang Maaser/Gerhard K. Schäfer, Geschichte der Diakonie in Quellen. Vom Anfang des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, Neukirchen-Vluyn 2016, 141-157: Seite 143.

<sup>7</sup> Wolfgang Huber, Grußwort beim Jahresempfang des Diakonischen Werkes der EKD am 1. Februar 2008, [https://www.ekd.de/pm23\\_2008\\_rv\\_diakonie\\_wichern.htm](https://www.ekd.de/pm23_2008_rv_diakonie_wichern.htm)



Doch das diakonisch-kirchliche Fremdeln, geht auch an Wichern nicht vorbei. Denn als er gemeinsam mit anderen auf die gesellschaftlichen Umbrüche der Industrialisierung und die damit verbundenen sozialen Umwälzungen und Notlagen zu reagieren versucht, ist schnell klar, dass lokale Initiativen allein zu wenig bewirken. Genauso klar ist ihm, dass die Ressourcen seiner verfassten Kirche nicht reichen, diese Aufgabe zu stemmen.

Die Entscheidungen, die Wichern und Co dann treffen, sind richtungsweisend. Bis heute. Denn sie kapitulieren nicht vor der unbeweglichen Institution, sondern denken zukunftsorientiert, sozusagen „out of the box“. Sie suchen neue Formen und Formate und setzen etwa auf das mit dem aufstrebenden Bürgertum noch junge Vereinswesen; das erlaubt ungehemmt von kirchenpolitischen Beschränkungen und staatskirchlichen Rücksichten aktiv zu werden. Auch die in dieser Zeit wie Pilze aus dem Boden schießenden kirchlichen Stiftungen bieten dem „Gottesdienst mit den Händen“ eine andere Freiheit. Überall im Land entstehen Rettungshäuser und Herbergen zur Heimat, Krankenhäuser. Und das Programm der "Inneren Mission" ermöglicht eine Vernetzung dieser überall entstehenden lokalen diakonischen Initiativen, neben den Gemeinden. Das ist die Geburtsstunde dessen, was wir heute Diakonie nennen. Und die markiert eben auch die aus Organisationszwängen geborene institutionelle und organisationale Entfremdung: Die göttliche Offenbarungsliebe, kann man sagen, schafft Gemeinde und Rettungshaus. Verfasste Kirche und unternehmerische Diakonie.

Weil aber Vereine und Stiftungen anderen Gesetzmäßigkeiten und systemischen Herausforderungen genügen müssen als eine synodal verfasste Kirche, verselbständigte sich der ursprünglich in der Gemeinde verankerte diakonische Aufbruch; er gewann ein eigenes Leben und eine eigene Dynamik mit den bekannten Folgen der Entfremdung.

Diese weitreichenden Folgen hat Wichern nicht kommen sehen können. Er wollte mit seiner Konzeption von 1848 (in der Diakoniewissenschaft rückblickend Wichern I genannt) keineswegs, dass Kirche und Diakonie auseinanderdriften. Man kann sagen, er hat die Macht der Systemlogiken unterschätzt. Wir sind gut beraten, diesen Fehler heute nicht zu wiederholen, sondern gerade die unterschiedlichen Aufgaben und Fähigkeiten der ungleichen Zwillinge Diakonie und Kirche so zu nutzen, dass wir auf die komplexen Herausforderungen unserer ausdifferenzierten Gesellschaft differenziert reagieren können.

Knapp 100 Jahre nach Wichern I, 1945, in der großen Notsituation nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, kommt es wieder zu tiefgreifenden gesellschaftlichen Veränderungen, die eine neue organisatorische Antwort erfordern. Es entsteht das Evangelische Hilfswerk. (Die Diakoniewissenschaft spricht von Wichern II.)

Auch bei dieser Neukonzeption spielen die Gemeinden eine wirklich entscheidende Rolle. Sie sollen die eigentlichen Träger der Hilfen gegen Hunger, Armut und Obdachlosigkeit sein. Nicht nur als Verteil-, sondern auch als Mobilisierungsstellen der Nothilfe.

Als im Jahr 1948 die Ordnung der EKD beschlossen wird, heißt deren Artikel 15 folgerichtig: "Die Evangelische Kirche in Deutschland und ihre Gliedkirchen sind gerufen, Christi Liebe in Wort und Tat zu verkündigen. Diese Liebe verpflichtet alle Glieder der Kirche zum Dienst und gewinnt in besonderer Weise Gestalt im Diakonat der Kirche. Demgemäß sind die diakonisch-missionarischen Werke Wesens- und Lebensäußerung der Kirche." Hier spricht die praktische Gemeindeerfahrung mit der Not nach dem Krieg, nicht nur theoretisch-theologische Einsicht.

Doch wieder gibt es unerwünschte Nebenfolgen. Auch Wichern II führt, wie der Historiker Kurt Nowak festgestellt hat, zur „Entstehung einer diakonischen

Sonderwelt: sei es im Blick auf die Gesellschaft, sei es im Blick auf die Landeskirchen und Ortsgemeinden.“<sup>8</sup>

Wir sehen: Die wechselseitige Distanz zwischen Diakonie und Kirche hat eine lange Geschichte. Die ungleichen Zwillinge der göttlichen Offenbarungsliebe gelten in der Praxis eben nicht selbstverständlich als die e i n e Kirche Jesu Christi. Die organisatorischen und institutionellen Unterschiede sind fundamental und viele haupt- und ehrenamtliche Mitarbeitende in Kirche und Diakonie sind sich untereinander nicht nur theologisch fremd, sondern auch in ihrem Zugang zur Welt und zum Glauben.

Sehr viel stärker und vor allem sehr viel unmittelbarer als die Kirche unterliegt die Diakonie etwa den ökonomischen, rechtlichen und fachlichen Anforderungen einer modernen Gesellschaft. Die sogenannte Einrichtungs-Diakonie ist heute in gemeinnützigen sozialwirtschaftlichen Unternehmen organisiert, die der unternehmerischen Logik auf dem Markt verschiedener Anbieter sozialer Leistungen sowie festgelegten hohen fachlichen Standards folgen müssen. Spätestens mit der Einführung der Pflegeversicherung im Jahr 1995 und den damit verbundenen Leistungsvereinbarungen muss konsequent betriebswirtschaftlich gedacht und professionell dokumentiert gehandelt werden.

Dabei tragen die Geschäftsführenden Verantwortung für eine nachhaltige Unternehmensentwicklung. Das anvertraute Vermögen soll in der Weise zur Auftragserfüllung eingesetzt werden, dass aus einem ausreichenden Jahresüberschuss wieder investiert werden kann. Betriebswirtschaftlich optimierte Unternehmensführung und stete fachliche Weiterentwicklung sind

---

<sup>8</sup> Kurt Nowak, Erbe und Auftrag Johann Hinrich Wicherns. Die Geschichtsschreibung der Diakonie als Thema der Kirchengeschichte, in: Ingolf Hübner/Jochen Christoph Kaiser (Hg.), Diakonie im geteilten Deutschland. Zur diakonischen Arbeit unter den Bedingungen der DDR und der Teilung Deutschlands, Stuttgart u.a. 1999, 204-216: Seite 205.

dabei notwendige Voraussetzung und Hilfsmittel, um erfolgreich diakonisch tätig sein zu können.

Die damit verbundene Professionalität der diakonischen Einrichtungen kann auf „Gottesdienstgemeinden“ befremdlich wirken. Erst recht, wenn in einer immer diverser werdenden Gesellschaft nicht nur die Klientel der Diakonie immer vielfältiger wird, sondern auch die Mitarbeitenden nicht mehr nur christlich sozialisiert sind.

Kirche und Diakonie fremdeln seit fast zweihundert Jahren. Auch das gehört zu unserer DNA. Aber das ist kein Grund sich voneinander zu verabschieden. Ein Presbyterium oder ein Kreissynodalvorstand ticken aus guten Gründen anders, als ein Verwaltungsrat oder ein Kuratorium. Aber nach vielen Jahren Erfahrung in Leitungsfunktionen in verfasster Kirche und Diakonie bin ich überzeugt: Es gilt, diese Unterschiede zunächst wahrzunehmen und sie wechselseitig als jeweils sachgemäß anerkennen zu lernen – und auf dieser Basis der gegenseitigen Anerkennung und Wertschätzung gemeinsam ein besonderes Netzwerk für eine Kultur der Menschenfreundlichkeit zu knüpfen – zum Wohle der Menschen in unserer Gesellschaft.

#### **IV.**

Womit wir wieder in der Gegenwart wären. Auch im Jahr 2020 stehen wir vor der Aufgabe, die verschiedenen Formen, in denen sich die Kirche den Notleidenden und Hilfsbedürftigen vor ihrer Tür zuwendet, als Wesens- und Lebensäußerung der G e m e i n d e zu verstehen.

Aufbau und Leben jeder christlichen Gemeinde haben notwendigerweise eine diakonische Dimension. Eine Gemeinde, die – um die dritte Barmer These zu zitieren – mit ihrem Glauben wie mit ihrem Gehorsam, mit ihrer Botschaft wie mit

ihrer Ordnung bezeugen will, dass sie ihrem Herrn Jesus Christus zu eigen ist, kann auf die diakonische Dimension ihrer Existenz nicht verzichten.

Darum dürfen wir uns nicht damit abfinden, dass die weitestgehend professionalisierte Diakonie aus dem Lebenszusammenhang der Gemeinde ausgegliedert bleibt. Ein heute notwendiger Neuansatz im Verständnis von Diakonie wie im Verständnis von Gemeinde wird das diakonische Handeln neu auf die Wirklichkeit der Gemeinde und die Gemeinden neu auf die Wirklichkeit der Diakonie beziehen.

## V

Auch dafür gibt es Vordenker: Der Heidelberger Diakoniewissenschaftler und Sozialethiker Theodor Strohm hat bereits 1998 eine weitere Neuausrichtung an Wicherns Programm gefordert – „Wichern drei“. Nach einer Phase der Professionalisierung und des Ausbaus öffentlich organisierter Hilfeformen warb er für den Anschluss der Diakonie an soziale Netzwerke vor Ort, um auf Augenhöhe zivilgesellschaftliches Engagement zu stärken und zu einem neuen Mix aus professioneller und bürgerschaftlicher Unterstützung zurück zu finden.<sup>9</sup>

Wolfgang Huber fokussierte drei Jahre später unter fast identischem Titel – „Wichern III“ – das Verhältnis von Kirche und Diakonie: „Die Zuwendung zum hilfsbedürftigen Nächsten ist Grundimpuls der Diakonie, aber ebenso auch Grundimpuls der Kirche. ... Es geht darum, im anderen die unverwechselbare und von Gott geliebte Person zu sehen und auf diese Weise eine Diakonie zu entwickeln, die zur Bekräftigung des Evangeliums vor der Kirchentür wird.“<sup>10</sup>

---

<sup>9</sup> „Grundlegend für kirchlich-diakonisches Engagement bei der Förderung und Initiierung des Bürgerengagements ist, dass auf Vereinnahmung verzichtet wird und das Ziel – die Hilfe für Notleidende – jederzeit das Zentrum bleibt. Mit dieser Haltung verträgt sich durchaus, die Quelle der eigenen Motivation kenntlich zu machen und Glauben zu bezeugen. Kennzeichnend ist, dass zugleich unbefangene geschichtliche oder im Ausland bewährte Modelle aufgegriffen, neu erprobt werden und ein breiter sozialer Lernprozesse eingeleitet wird.“ Theodor Strohm, „Wichern drei“. Die neue Kultur des Sozialen, 1998, 21f.

<sup>10</sup> Wolfgang Huber, Diakonische Kirche mit Zukunft, 2001; <https://www.ekd.de/vortraege/huber/5820.html>.

Ich bin überzeugt, dass diese beiden Perspektiven zusammengehören. Aus dem Zusammendenken von Stroh und Huber mit den skizzierten gesellschaftlichen Herausforderungen der Gegenwart ergibt sich eine umfassend neue Perspektive für Kirche und Diakonie. Für die innerkirchlich-diakonische Debatte möchte ich sie „Wichern IV“ nennen.

In dem Dreiklang: „Kirche und Diakonie mit anderen“ schwingt eine diakonische Kirche mit Zukunft, als intermediäre Gemeinschaft in der Zivilgesellschaft im Sozialraum. Das ist die neue „Kirchentonart“ der Kooperation und des Netzwerkens. In diesem Geist des Zusammenwirkens können wir einladende, verbindende, Gemeinschaft ermöglichende Orte einer Kultur der Menschenfreundlichkeit und der Übernahme von Verantwortung „komponieren“. Ein neues Lied!

Und, hohe Synode, noch können wir das. Noch sind wir mit unseren Gotteshäusern und diakonischen Einrichtungen überall im Land präsent. Mit unserem flächendeckenden Netzwerk der Menschenfreundlichkeit Gottes tragen wir Mitverantwortung für unsere fragmentierte Gesellschaft, die immer weiter auseinanderdriftet. Wenn wir diese Verantwortung tatsächlich annehmen, liebe Geschwister, und beginnen, gemeinsam strategisch zu handeln – was wird dann alles möglich sein?!

Ich möchte Ihnen ein Beispiel erzählen. Von einem Stadteilprojekt in Kiel-Gaarden<sup>11</sup>: dem Pflege- und Wohnumfeldgestaltungsprojekt Gustav-Schatz-Hof. Hier arbeiten interkulturell und quartiersbezogen Wohnungsbaugesellschaft, Moschee, Kirchengemeinde, Diakonie und Synagoge, Arbeiterwohlfahrt und andere an gelingender Nachbarschaft und der Teilhabe aller Bewohner\*innen.

---

<sup>11</sup> Ausführlicher in: Ulrich Lilie, Unerhört! Vom Verlieren und Finden des Zusammenhalts, Freiburg 2018, Seite 129ff.

Inklusive einer Wohngemeinschaft für demenzerkrankte Menschen. Es ist keinesfalls immer einfach, „Die Denke“ von Immobilienwirtschaft und Diakonie beispielsweise müssen immer wieder zusammengedolmetscht werden. Aber es ist ein ermutigendes Beispiel gelingender Inklusion, vernetzter Nachbarschaft. Türkisch-, arabisch-, polnisch-, russisch-, spanisch-, dänisch-, englisch – und deutschsprachige Mitarbeitende gehören hier zum beeindruckenden Team mitten in einem der schwierigen Stadtteile in Kiel. So klingt der Dreiklang von Kirche und Diakonie mit anderen. Und die AfD hat es hier schwerer, Wähler zu mobilisieren als in den anderen Gaardener Wahlbezirken. Sie blieb bei der Bundestagswahl 2017 im einstelligen Bereich.

So kann „Kirche und Diakonie mit anderen“ aussehen. So gelingt die Aktivierung der Bürgergesellschaft, mit einem intelligenten Mix von Profis und Ehrenamtlichen, und so wachsen auch die Ressourcen der gesellschaftlichen Moral. Projekte wie Kiel-Gaarden balancieren die Gesellschaft, weil sie soziale und moralische Ligaturen bereitstellen, und zugleich dem Einzelnen Gestaltungsraum, Rückhalt, Zugehörigkeit und soziale Vergewisserung vermitteln.

Gerade in sich schnell diversifizierenden Gesellschaften wie der unseren ermöglichen solche Formen von Vergemeinschaftung, Werte und gemeinsam leitende gesellschaftlichen Konzepte zu entwickeln. Sie wirken zwischen Individuum und Staat und können auch heterogene Nachbarschaften zu einem „Wir hier“ verbinden.<sup>12</sup>

Das ist hervorragend mit dem Subsidiaritätsprinzip vereinbar, es bietet auch eine zukunftsfähige Konzeption für eine vielfältige und offene Gesellschaft – und belegt die gesellschaftliche Integrationskraft zivilisierter Religion. Diakonie und

---

<sup>12</sup> Auch der Religionssoziologe Hans Joas weist darauf hin, dass gesellschaftlicher Zusammenhalt weniger über gemeinsame Werte konstruiert wird, sondern durch die Erfahrung, gehört zu werden und mitgestalten zu können.



Kirche können auch in einer säkularisierten bzw. multireligiösen Gesellschaft Teil der Lösung der großen gesellschaftlichen Herausforderungen sein. Auch als große Minderheit. Es ist die „Sauerteigqualität“, die uns zugesprochen ist.

## **VI.**

Und noch etwas ist mir wichtig: Frei nach dem ehemaligen Bundespräsidenten Johannes Rau, einem gerngesehenen Gast dieser Synode, und in Zusammenstimmung mit den Stimmen eines zeitgemäßen Kommunitarismus ist die Kommune, die konkrete Nachbarschaft „der Ernstfall der Demokratie“.<sup>13</sup> Wenn die Versprechen unserer Verfassung, unsere Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung nicht im Alltag der Bürgerinnen und Bürger erlebbar sind, wird es schwer mit der Demokratie. – Genauso gilt auch: Die Kommune, die konkrete Nachbarschaft sind der Ernstfall von Kirchengemeinde und diakonischer Einrichtung. Die Menschenfreundlichkeit Gottes, die wir bezeugen, will erlebbar sein, liebe Geschwister.

Dabei tragen Kirchengemeinde und organisierte Diakonie aus Glauben heraus gemeinsam Verantwortung für **a l l e** Menschen im Sozialraum, nicht nur für die Getauften oder die, die regelmäßig in den Gottesdienst gehen.<sup>14</sup> Der bedingungs- und absichtslose Gesellschafts- und Menschendienst ist seit den Anfängen der Christenheit Teil der universalistischen Mission der Kirche. Wird

---

<sup>13</sup> <https://www.zeit.de/1987/25/knappe-kassen-in-den-kommunen/seite-3>.

<sup>14</sup> Obwohl Kirche als Gottesdienstgemeinde auch hier für die Gesellschaft schon mehr leistet, als uns oft bewusst ist. Bernd Oberdorfer hat in seinem Ende 2019 in der Zeitschrift Evangelische Theologie erschienen Aufsatz „Religion als Kitt der Gesellschaft?“ auf den wichtigen Gesellschafts-Dienst der Kirche hingewiesen, weil „Gottesdienste selbst Narrative von Vergebung, Versöhnung, Neuanfang kommunizieren und [...] symbolisch aktualisieren, [...] Rituale wie Taufe, Trauergottesdienst oder Bestattung Menschen die gemeinschaftliche Gestaltung und Deutung von herausgehobenen Lebensereignissen ermöglichen, [...] Seelsorge Menschen in Lebenskrisen begleitet usw. Religionen zur Beteiligung an der Gesellschaftsgestaltung motivieren, indem sei ein Ethos der Verantwortungsübernahme, der [...] des Einsatzes für Gerechtigkeit etc. ausbilden.“ Bernd Oberdorfer, Religion als Kitt der Gesellschaft?, in: Evangelische Theologie 79 (2019), 467-472: Seite 471f.



Gemeinde zur geschlossenen Gesellschaft, ist sie – so scharf muss man es sagen – keine Gemeinde im Sinne Jesu.

Eine intermediäre, diakonische Kirche mit Zukunft öffnet die Türen. Sie strahlt aus ins Gemeinwesen und entdeckt und beseitigt in ihrem Wirkungsbereich konkrete Formen und Ausprägung von Exklusion. Frei nach Paulus ist in der Gemeinde Jesu Christi weder Looser noch Hipster, weder Schwerstbegabte noch Hochbehinderte, weder Migrantin noch Biodeutsche, weder Wohnungslose noch Immobilienhai. (Vgl. Galater 3) Und in der Einübung so Gemeinde zu werden, kann jede Beratungsstelle, jede Kontaktstube, jede Wohngruppe oder Stadtteilinitiative und eben auch die Wohnungsbaugesellschaft in der Nachbarschaft helfen. Ich wiederhole: Der Sozialraum ist der Ernstfall von Kirchengemeinde und Diakonie. Mit allen Menschen, die zu ihm gehören. Gemeinsam mit ihnen sind wir Kirche Jesu Christi.

Auch die Diakonischen Einrichtungen dürfen in diesem Sinne Kirche werden und sich im Sozialraum intermediär neu erfinden:

Wie offen sind sie für die Bedarfe und Potenziale des Umfelds, in dem sie arbeiten? Wie gestalten sich die Kontakte zur Kirchengemeinde vor Ort? Weiß der Kirchengemeinderat von den Wohngruppen in seinem Einzugsgebiet? Ist in der Kommune erkennbar, wo überall auf evangelische Weise gewirkt wird? Wie lassen sich zusammen neue Netzwerke des Zusammenhalts, des Glaubens und der Hoffnung knüpfen? Antworten auf diese Fragen zu finden, wird auch die strategische Arbeitsweise und die Netzwerkfähigkeit der Einrichtungen der unternehmerischen Diakonie verändern müssen und bietet genauso neue Chancen für diakonische Profilbildung.

Evangelisch zu sein kennt, Gott sei Dank, so viele Facetten, und wir, in Kirche und Diakonie, tragen eine gemeinsame Verantwortung, dass wir in unseren

Nachbarschaften und Ortsgemeinden heilsam wirken und als Kirche erkennbar sind. Erkennbarkeit schließt eine geistreiche und qualitätsbewusste theologische oder kirchenmusikalische Arbeit selbstverständlich ein, die sich von neuen Menschen und neuen Netzwerken neue Inspiration erhoffen darf bis in die Gottesdienste hinein.

Schon heute gibt es zahlreiche Beispiele für solche lebendigen Kooperationen einer diakonischen Kirche.

Der anglikanische Theologe und Ethiker Samuel Wells, Hauptpastor der Londoner Kirche St. Martin in the Fields, erhebt eine einfache Beobachtung zum Programm: „Jesus hat nur eine Woche seines Lebens "für" die Menschen gehandelt - in der Karwoche, von Palmsonntag bis zur Kreuzigung. Zwei Jahre seines Lebens hat er "mit" den Menschen gearbeitet - in Galiläa. Dort hat er Jünger berufen, gelehrt, Kranke geheilt und Wunder vollbracht. 90 Prozent seines Lebens aber, über 30 Jahre, hat Jesus einfach mit den Menschen in Nazareth gelebt. Diese Jahre in Nazareth weisen, so Wells, darauf hin, worum es Gott eigentlich geht: mit uns zu sein, unser Leben zu teilen, an unseren Freuden und Ängsten teilzuhaben, an unserem Jubel und unserer Trauer, an unseren Siegen und unseren Niederlagen. [...]

Eine Alltagsszene: Der Trafalgar Square in London; er liegt direkt vor der Tür von St. Martin's. Wer dort eine obdachlose Person sieht, hat, wenn er denn bereit ist, sich von ihrem Schicksal berühren zu lassen, vier Möglichkeiten. Er kann sagen: Wir müssen diese Menschen von der Straße holen, ihnen eine Wohnung und eine Beschäftigung verschaffen, damit sie ihre Zeit sinnvoll nutzen können. Er kann dem Obdachlosen ein Sandwich, ein Getränk, Kleidung oder einen Handzettel mit Angeboten für Wohnungslose bringen. Die zweite Möglichkeit ist: mit der obdachlosen Person sprechen, mit ihr klären, welche

Möglichkeiten ihr offenstehen, wo es eine kostenlose ärztliche Behandlung und wo es Notunterkünfte gibt.

Die dritte Möglichkeit ist, sich einfach zu dem Obdachlosen zu setzen, Zeit mit ihm zu verbringen, sich seine Geschichte erzählen zu lassen. Dann ist die obdachlose Person nicht länger das "Problem" und ich die "Lösung", sondern beide sind auf Augenhöhe. Die vierte Möglichkeit ist, sich darüber aufzuregen, dass es so viele Obdachlose in London gibt, dies auf einem Blog zu beklagen und Geld zu spenden für Organisationen, die sich für Obdachlose einsetzen. Der anglikanische Theologe und Geistliche Samuel Wells nennt die erste Möglichkeit das "Handeln-für" (working for): Ich tue etwas für die obdachlose Person, besorge ihr einen Anwalt oder ärztliche Hilfe. Die zweite Option ist das "Handeln-mit" (working with): Es geschieht zusammen mit der obdachlosen Person und ist eine Art von Partnerschaft. Die dritte Option ist das "Mitsein" (being with): Dies hat nichts mit Arbeit zu tun, sondern mit Dasein, Stillsein, aufmerksamem Zuhören, Begegnung. Die vierte Option ist das "Sein für" (being for): Darin begegne ich dem Obdachlosen nicht persönlich. Ich kann alle meine Informationen aus der Distanz oder aus dritter Hand gewinnen. Das "Für etwas-Sein" ist eher eine innere Einstellung, bei der ich mit dem, für den ich bin, nicht in Berührung komme.“<sup>15</sup>

Die theologische Grundeinsicht, dass ein Wesensmerkmal der Kirche darin besteht, dass sie mit Anderen und Fremden in einer Gemeinschaft des geteilten Lebens existiert, ist in der ökumenischen Diskussion unter dem Leitbegriff der Konvivenz schon lange fest verankert. In Zeiten zunehmender Globalisierung sollten wir diesen Gedanken, der unsere Arbeit vor Ort grundlegend verändern

---

<sup>15</sup> Christoph Schroeder, Das wichtigste Wort im christlichen Glauben. Samuel Wells' inspirierende Theologie des Mitseins, in: Deutsches Pfarrerberblatt 4/2019.

kann, auch in unseren Kirchen und in der diakonischen Arbeit stärker aufnehmen.

Eine so gedachte mehrdimensionale diakonische Kirche mit Zukunft, braucht – das liegt auf der Hand – neue Strukturen und Kompetenzen. Ein anderes Maß an „Mehrsprachigkeit“: in Bezug auf unterschiedliche Systemlogiken von Kirche und Diakonie, in Bezug auf unterschiedliche Nähen und Distanzen zur Kirche und unserem Glauben und in Bezug auf die religiöse wie die säkulare Vielstimmigkeit im Lande.

Es braucht wohl auch ein neues theologisches Verständnis dafür, wie sich Wirklichkeiten und Fragen der christlichen Lebensgestaltung im digitalen Zeitalter selbst organisieren und schneller und netzwerkartig entwickeln können.

Wie kommen wir in gemeinsame, dynamischere Prozesse? Was machen wir mit selbstgemachten Regeln oder Traditionen, die uns bei Licht betrachtet nur behindern? Das sind drängende Fragen. - Wir werden gleichzeitig über ihre Antwort nachdenken und bereits handeln müssen. Wir werden ausprobieren müssen. Wir werden Fehler machen und aus ihnen lernen. Es ist ein rasanter Prozess, und er hat schon begonnen.

Ich habe die Frage der Expertin für kirchliche Communities bei unserem Besuch bei Facebook vor zwei Jahren nicht vergessen: „Ihr kommt von der EKD?“, stellte sie fest. „Ihr solltet euch entscheiden, ob ihr Menschen fischen oder das Aquarium bewachen wollt.“

Strukturell werden Kirche und Diakonie sich sehr verändern. Und das ist gut so. Ich schließe mit Paulus, liebe Geschwister. 1. Thessalonicher 5, 21: „Prüfet alles. Das Gute behaltet!“

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.